

PETER MANN

A black and white photograph of a man in a trench coat and hat walking down a set of stairs. The scene is dramatically lit from above, creating strong shadows and highlights. The man is looking down and to the right. The background is dark and atmospheric, suggesting an urban or industrial setting.

DER IRE

THRILLER



SUHRKAMP

SV

Peter Mann

DER IRE

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch
von Stefan Lux

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
The Torqued Man
bei Harper. An Imprint of HarperCollins Publishers.
Dieses Werk wurde vermittelt durch
die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.



Erste Auflage 2024
suhrkamp taschenbuch 5426
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024
Copyright © 2022 by Peter Mann
Published by Arrangement with Peter Mann.
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln,
unter Verwendung eines Motivs von Midjourney
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47426-6

www.suhrkamp.de

Für Mum und Dad – meine ersten Leser

Unser Land ist entvölkert worden, unser Volk erniedrigt, unsere Wirtschaft zerstört. Sollte die Hölle sich gegen die englische Politik wenden, so wie wir sie kennen, dann wird man uns vergeben, wenn wir uns auf die Seite der Hölle schlagen.

Eoin MacNeill, Artikel in *Fianna*

Und das machtlose Individuum muss die Macht des Willens und der Wahl ausüben und zwischen gewaltigen Übeln wählen, die jeweils von der Stimme eines anderen abhängen.

Louis MacNeice, *Autumn Journal*

Du hast dir einen schlechten Platz zum Ausruhen und Schlummern gesucht, hier vor der Stadt deines Feindes.

Die Heldentaten des Finn McCool

G-E-H-E-I-M

Datum: 05. September 1945

CPTN FLOYD WEEKS

BERLIN DISTRICT INTERROGATION CENTER

APO 755 US ARMY

AN:

CPTN CHARLES CARSON

OFFICE OF STRATEGIC SERVICES, BERLIN

APO 401 US ARMY

CHARLES:

Sende Ihnen das beiliegende Ms. zur Prüfung daraufhin, ob es etwas von Wert enthält. Es wurde heute Morgen im Anschluss an die Festnahme des früheren Abwehragenten Adrian DE GROOT in den Überresten eines ausgebombten Hauses in Schöneberg entdeckt. Über DE GROOTS Aktivitäten während des Krieges ist bisher wenig bekannt, nur dass er mit spanischen und irischen Operationen betraut war, 1944 verhaftet und später zum Volkssturm einberufen wurde. Zur Zeit seiner Verhaftung arbeitete er unter dem Decknamen Johann GROTIUS für das Amt für Immobilien und Arbeit auf dem heutigen Coca-Cola-Gelände. Er wird derzeit verhört und scheint zur Kooperation bereit.

Auch die Briten wollen mit ihm reden, weil der SIS uns auf seine Identität hingewiesen hat. Ich glaube, es wäre im Interesse gutnachbarlicher Beziehungen, wenn

wir ihnen mehrere Stunden Lektüre ersparen. Für sie ist alles in diesem Manuskript von Interesse, was Licht in die Rolle von Proinnsias »Frank« PIKE und seine Verbindung zur Abwehr bringen kann. PIKE, ein IRA-Kämpfer und sozialistischer Agitator, der 1940 aus einem spanischen Gefängnis fliehen konnte, ist vermutlich nach Deutschland gegangen, wo er während des Kriegs verschwand.

Bitte werfen Sie einen Blick darauf und schicken Sie einen Bericht, sobald es Ihnen passt.

Ihr
Floyd

P.S. Anscheinend handelt es sich um zwei unterschiedliche Mss., die entweder von ihrem Besitzer oder von der Putzfrau, die sie gefunden hat, zusammengestellt wurden. Ich überlasse es Ihnen, den Zusammenhang zu erforschen.

*Tagebuch**30. November 1943*

Frank Pike ist tot.

Die Nachricht kommt nicht überraschend und schockiert mich trotzdem. Was angesichts des andauernden Schockzustands, in den mein Leben sich verwandelt hat, seltsam klingen mag. Ich frage mich, ob Pike je klar war, wie viel er mir bedeutet hat. Außerdem habe ich das Gefühl, nicht ganz unschuldig am Lauf der Dinge zu sein.

Kriegsmann hat die Leiche gesehen, bevor das Krankenhaus getroffen wurde. Jetzt ist an der Stelle ein Loch im Boden. Hätte ich gewusst, dass er dort war, wäre ich selbst hingegangen. Aber mit der tiefen Wunde im Bein – verdammter Hund! – und den Bergen qualmenden Schutts auf den Straßen hätte ich für die Strecke quer durch die Stadt Tage gebraucht. Man muss es sich vorstellen: Um ihn herum steht Berlin in Flammen, aber der Mann stirbt im Bett an einem Fieber. Als wären in diesen Zeiten zur Abwechslung mal andere Todesarten an der Reihe. Natürliche Tode kommen uns plötzlich wie kleine Verschrobenheiten Gottes vor.

Wenn man Kriegsmann glauben darf, hat Pike seinen letzten Atemzug in den Armen einer Nonne getan. Vielleicht hatte er noch die Chance, sie von ihrem Keuschheitsgelübde abzubringen – ein letzter kleiner Stoß mit dem Spieß. Selbst in seinem angeschlagenen Zustand – stocktaub und mit zitternden Gliedmaßen – wusste Pike zu bezaubern. Schade, dass er nie eine angemessene Verwendung für seine Talente gefunden hat. Trotz all seiner kleinen Sünden, seiner unklaren Loyalitäten

und dieser unaufhörlichen irischen Redseligkeit – ein verbaler Zapfhahn, der sich nicht schließen ließ, nicht mal in seinem unzulänglichen Deutsch – muss man festhalten, dass er ein Mann der Tat war. Oder einer hätte sein können. Wir waren es, die seine Energien ausgebremst und ihm drei Jahre Trägheit aufgezungen haben, die ihm zum Verderben geworden sind. Nur im Deutschland von heute konnte die Vitalität eines Mannes wie Pike derart vergeudet werden. Wir können seinen Tod zu den Morden rechnen, mit denen unser Regime die Welt überzogen hat. Vielleicht gibt es so etwas wie natürliche Tode gar nicht.

Zum ersten Mal bin ich Pike 1940 begegnet, in einem Gefängnis in Burgos. Trotz der düsteren Umgebung fühlte ich mich beinahe ausgelassen, schließlich hatte ich gerade eine Woche in Gesellschaft Himmlers hinter mir und hätte mich lieber selbst einsperren lassen, als noch eine Minute mit diesem Deppen zu verbringen.

Beim Gedanken an die Reise schaudert mir noch immer. Ich war dem Reichsführer für seine Tour durch Spanien als Übersetzer zugewiesen worden, eine Degradierung, mit der das Reichssicherheitshauptamt gegenüber der Abwehr seine Muskeln spielen ließ. Dass mir eine elende Woche bevorstand, war mir klar, sobald Himmler in San Sebastián den Zug bestiegen hatte. Er begann sich auf der Stelle darüber zu beklagen, dass der Nitratmangel der iberischen Erde seine Verdauung beeinträchtigt und den Rhythmus seiner Darmaktivität durcheinandergebracht habe. Als sei das nicht genug, habe seine Frau ihm außerdem sein Bienenbrot-Präparat nicht eingepackt, ohne Zweifel aus Arglist, und ihn damit zu acht Tagen mit engem Hals und verstopfter Nase verdammt.

Zu meinem Schrecken hielt diese an sein gesamtes Gefolge gerichtete Tirade – der wir aufmerksam zuhören mussten, um dann die Pausen mit einem *Natürlich!* oder *Wie interessant*

zu füllen – nicht nur bis zur Einfahrt in Atocha an. Sie zog sich über mehrere Tage hin. In den Galerien des Prado beharrte der Reichsführer darauf, sich nur die deutschen und niederländischen Alten Meister anzusehen. Er bewunderte sie, ohne ein einziges Mal sein Tempo zu verringern. Gleichzeitig dozierte er über die Wunder der Nasendusche, der frühesten Form einer arischen Medizin, die unmittelbar verantwortlich für die Eroberung des dekadenten Hethiterreichs gewesen sei – das alles ließe sich in einem gründlichen Studium der sanskritischen Dokumente belegen. Erst als wir Bosch's *Garten der Lüste* erreichten, legte unsere Gruppe eine Pause ein. Die Falangisten und SS-Männer bestaunten die einfallsreichen Foltermethoden auf dem rechten Flügel und gurrten wie Frauen, die vor einem Schaufenster voller Kleider stehen.

Am nächsten Tag veranstaltete der Bürgermeister von Madrid eigens für den Reichsführer einen Stierkampf. Die *corrida* hatte sich noch nicht vom langen Belagerungszustand während des Kriegs erholt – die Stiere waren träge, die Matadore ängstlich. Das Regime hatte mehrere Hundert Zivilisten bestochen oder gezwungen, die Ränge zu füllen. Um sich bei den Nazigästen einzuschmeicheln, waren dafür nur die blondesten, arischsten Repräsentanten Madrids ausgewählt worden. Serrano Suñer, Francos Schwager und oberster Speichellecker, war die Aufgabe anvertraut worden, Himmler durchs Land zu begleiten. In der archäologischen Stätte von Segovia schenkte er dem Reichsführer mehrere Fragmente einer Schüssel. »Hmm«, bemerkte Himmler, als er die Scherben begutachtete. »Das könnte eine Nasendusche sein!«

»Sehen Sie, Reichsführer«, sagte Serrano Suñer, »wir Spanier stammen von den Westgoten ab. In unseren Adern fließt gutes arisches Blut, so wie in Ihren.«

Himmler reagierte spöttisch. Kein Arier, sagte er, würde einen Sport daraus machen, unschuldige Tiere zu verstümmeln.

Ich hasste es, Spanien mit Hakenkreuzen tapeziert zu sehen. Das sage ich voller Überzeugung, auch wenn ich zugeben muss, dass meine Sympathien einst den Nationalen gehört hatten. Ich hatte nicht mit ansehen wollen, wie Spanien rot wurde – wie Kirchen dem Erdboden gleichgemacht wurden, wie Frauen ihre Kleider gegen Overalls und Agitprop eintauschen mussten und Weinberge in stalinistische Rübenfarmen verwandelt wurden. In meiner Naivität hatte ich geglaubt, ein konservatives Bollwerk gegen die Exzesse des Materialismus würde die Seele bewahren – und damit die Kunst, die in ihrer authentischen Form immer ein Ausdruck der Seele ist. Aber denjenigen von uns, denen wirklich daran lag, die Kultur gegen alle Angriffe zu bewahren, hätte klar sein müssen, dass unsere Interessen bei keiner der Parteien gut aufgehoben waren. Ich lernte schnell, dass Francos Regime in seiner Besessenheit von *limpieza social* und seiner panischen Angst vor Ansteckung von außen in Wahrheit nur die Wiedergeburt der Inquisition darstellte. Vielleicht hatte das Spanien meiner Vorstellung, das ich durch die Linke bedroht sah, überhaupt nie existiert, vielleicht war es eine Postkartenfantasie aus meiner Studentenzeit in Salamanca. Bald nach Francos Sieg begriff ich, dass der Caudillo und seine Falangisten demselben unterentwickelten, widerlichen Typus angehörten wie die Gangster unseres eigenen Regimes.

Als wir Barcelona erreichten, war ich kurz davor, mir die Haare auszureißen. Ich war mit einer Flut von Weisheiten über Geflügelzucht, arische Töpferei und Nasenhygiene überschüttet worden. Wie eine Glasscherbe hatte sich mir die Phrase *Rudi, deine Hände bitte* ins Gehirn gebohrt. So zitierte Himmler seinen Masseur zu sich, der ihn ständig begleitete und dafür sorgte, dass die Chakren des Reichsführers harmonisiert wurden.

Am Vorabend unserer Pilgerfahrt nach Montserrat spielte ich ernsthaft mit dem Gedanken, eine Krankheit vorzutäu-

schen. Durch seine pseudowissenschaftlichen Studien und eigene irrsinnige Theorien war Himmler zum Schluss gelangt, der Heilige Gral sei in der Bibliothek des auf einem Berg gelegenen Klosters versteckt. Er war fest entschlossen, ihn zu finden. Ich lag in meinem Bett im Ritz, rüstete mich für einen Tag voller Wutausbrüche und versuchte gleichzeitig, mir durch pure Willenskraft einen Fieberausbruch zuzuziehen. Dann erreichte mich eine Nachricht.

Sie stammte von der Legende selbst: Canaris. Nur selten erhielt ich ein direktes Kommuniqué vom Chef der Abwehr, es war ungefähr so, als würde man einen Blitz von Zeus persönlich geschickt bekommen. Jetzt ließ auch Canaris die Muskeln spielen – er teilte Himmler mit, dieser müsse mit einem anderen Übersetzer vorliebnehmen, weil er seinen Agenten für richtige Spionagearbeit brauche. Ich war so glücklich, dass ich eine Flasche Cava bestellte und gleich im Bad austrank.

Am nächsten Morgen brach ich nach Burgos auf. Meine Anweisungen lauteten, ich solle einen Iren rekrutieren, der in San Pedro de Cardena eine lebenslange Haftstrafe absaß. Es fühlte sich an, als wäre *ich* aus dem Gefängnis entlassen worden.

Sein Name, Proinnsias Pike, war mir nicht unbekannt. Natürlich gehörte es zu meinem Job, von dem Mann gehört zu haben, den Franco einmal prahlerisch als seinen wichtigsten Gefangenen bezeichnet hatte. Pike war nach Spanien gekommen, um gegen die Faschisten zu kämpfen. Er hatte die irische Connolly Column angeführt, war aber schnell zum Stabsoffizier der Internationalen Brigaden befördert worden, wo er das folgende Jahr damit zubrachte, die Truppen zu organisieren und die Propaganda zu steuern. Im Herbst 38 war er bei Gandesa von einer italienischen Panzerdivision gefangen genommen worden und saß seitdem im Gefängnis. Nach Kriegsende und der Anerkennung von Francos Regierung durch Irland hatte der Caudillo

Pikes Todesstrafe in lebenslänglich umgewandelt. Seitdem hatte Canaris Franco bearbeitet, ihn uns zu überlassen. Vorausgesetzt, er wollte zu uns.

San Pedro de Cardeña war ein Kloster, das die Falange in ein Gefangenenlager und Schlachthaus verwandelt hatte. Fast tausend Männer der Internationalen Brigaden und doppelt so viele Basken waren in die Zellen gestopft worden. Das war jedenfalls der Stand, als ich das Kloster kurz nach Ende des Bürgerkriegs besucht hatte. Als ich jetzt, ein Jahr später, zurückkehrte, schien sich das Problem der Überbelegung ein wenig entspannt zu haben. Ich hatte keinen Zweifel, wie es dazu gekommen war. Natürlich saßen immer noch fünf oder sechs Männer in einer Zelle, die ursprünglich für einen einzigen frommen Mönch gedacht gewesen war. Außerdem stank es weiterhin nach Pisse, Blut und Knoblauch, Letzteres dank riesiger Bottiche von Suppe, die täglich gekocht wurden, neben schimmeliger Brotrinde die einzige Kost, die die Gefangenen erhielten.

Die Zustände in spanischen Gefängnissen hatten sogar Himmler schockiert. Wenigstens damals. Sicher hat der Geflügelzüchter inzwischen Schlimmeres erschaffen. Aber man kann ohne Übertreibung sagen, dass ein Republikaner es im Jahr 1940 in Spanien nicht besser hatte als ein Jude oder ein Kommunist im Reich. Franco hatte die Überlebenden der Zweiten Republik versklavt und ermordete sie durch Arbeit und Hunger. Himmler dagegen sah, wie er bei unserem Ausflug in ein Konzentrationslager bei Barcelona bemerkt hatte, keinen Grund, warum Angehörige europäischer Rassen – wenn auch zweitrangiger – auf derartige Weise vernichtet werden sollten. Schließlich – so argumentierte er – seien sie nur ideologische Feinde, keine rassischen. Natürlich sollten einige von ihnen erschossen werden, und die Zigeuner und Kryptojuden mussten weg, aber die meisten würden sich umerziehen lassen. Serrano Suñer protestierte höflich. Die wichtigsten Berater des Cau-

dillo hätten Nachforschungen angestellt, die zweifelsfrei bewiesen, dass der Bolschewismus ein angeborenes Gebrechen sei, vergleichbar der rassischen Degeneration. »Das mag schon sein«, erwiderte Himmler verärgert. »Aber Sie packen diese Dinge trotzdem falsch an. Schon mit besseren sanitären Bedingungen und einer Verdopplung der Brotrationen ließe sich die Produktivität der Gefangenen verzehnfachen.«

Ein Carlist mit roter Baskenmütze grüßte mich und führte mich ins Allerheiligste. Das Märtyrerkloster mit seinen aus dem 12. Jahrhundert stammenden farbenfrohen Bögen im Mudejar-Stil diente heute anderen Zwecken: Morgens war es Hinrichtungsstätte, tagsüber Grünanlage. Im Zentrum stand eine Garotte, darunter war ein schwarzer Fleck Erde zu sehen, feucht von den täglichen Ausscheidungen erdrosselter Männer. Während ich abwesend diese blutige Pfütze betrachtete, tauchte der Carlist mit einem Häftling auf.

»Sind Sie Proinnsias Pike?«, fragte ich unsicher auf Englisch. Er hatte die schwarzen Haare und das blasse, koboldhafte Gesicht wie auf dem Foto in meinen Unterlagen. Aber das Gefängnis ließ ihn abgemagert und leer aussehen, so gar nicht der bärenstarke irische Raufbold, den ich erwartet hatte.

»Wenn Sie kein Irisch sprechen, sagen Sie Frank. Aber die meisten nennen mich einfach Pike.« Die Stimme bildete einen deutlichen Kontrast zu seinem Äußeren, ein makelloser Bariton mit einem Tonfall, der mir verführerisch erschien.

»Also gut, dann eben Pike. Ich heiße Johann Grotius und arbeite für die deutsche Botschaft in Madrid«, sagte ich und streckte ihm die Hand entgegen.

Er warf mir einen zweifelnden Blick zu, ehe er einschlug. Ich merkte, dass er zitterte.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir uns kurz unterhalten?«

»Um zwei gebe ich eine Tennisstunde, danach speise ich mit

der Herzogin, aber ich kann Sie sicher irgendwo dazwischenschieben.«

»Wo Sie gerade vom Essen reden«, sagte ich und nahm ein Stück Fuet, einen kleinen runden katalanischen Käse und zwei Brötchen aus der Tasche. »Souvenirs aus Barcelona.« Pikes Augen drohten aus ihren Höhlen zu springen. »Hier entlang, bitte«, sagte ich und führte ihn in eine Ecke.

Es war ein warmer Augusttag, aber Pike, der einen verdreckten Uniformrock und eine Drillichhose mit einem Stück Seil als Gürtel trug, zitterte wie im tiefsten Winter. Er sah mich misstrauisch an. »Könnten wir lieber ein bisschen gehen? Es tut mir gut, die Beine zu bewegen.«

»Natürlich«, sagte ich. »Aber wollen Sie nicht essen?«

»Wir Iren verfügen über die erstaunliche Fähigkeit, unsere Mäuler und Beine gleichzeitig zu bewegen.«

Wir machten uns auf den Weg über den kreuzförmig angelegten Pfad. Natürlich bemerkte Pike mein Gebrechen, aber er sagte nichts. Ich habe ein leicht entstelltes Bein – einen Klumpfuß. Das linke Bein ist sechs Zentimeter kürzer als das rechte, der Fuß ungefähr fünfzehn Grad nach innen gedreht. Ich trage einen orthopädischen Schuh, der, bei leichtem Humpeln, volle Bewegungsfreiheit ermöglicht. Abgesehen von den zu erwartenden Kindheitsproblemen, Hänseleien und Ausschluss vom Sport, hat das Gebrechen mein Leben nicht beeinträchtigt. Jedenfalls bis Goebbels das Rednerpodium betreten hat. Seitdem hagelt es Vergleiche. Der Giftzwerg hat uns Klumpfüßigen – zumindest den deutschen Klumpfüßigen, die sich nicht als fanatische Nationalsozialisten betrachten, in dauerhafte Verlegenheit gestürzt. Es kam mir so vor, als hätte jeder Spanier, dem ich in den vergangenen sieben Jahre begegnet war, es für nötig befunden, auf diese Gemeinsamkeit mit *Señor Gebel* hinzuweisen. Einer war sogar so weit gegangen, mir den Spitznamen *Gebelito* anzuhängen, der mich weit mehr traf als jedes »Missgeburt«

und »Kobold« auf dem Schulhof. Deshalb war ich dankbar, dass Pike, ob aus Vorsicht oder Höflichkeit, auf einen Kommentar verzichtete.

Er steckte die Brötchen und den Käse in die Tasche, biss methodisch kleine Happen von der Fuet ab und kaute jeden Bissen bis zum Gehtnichtmehr.

»Sieht aus, als hätten Sie hier eine harte Zeit gehabt, Pike«, bemerkte ich.

Er starrte mich ausdruckslos an, was die Idiotie meiner Aussage noch unterstrich. Damals wusste ich noch nicht, dass sein Gehör sich zusehends verschlechterte.

»Wie kommen Sie zurecht?«, fragte ich.

»Oh, großartig, einfach ganz toll. Sie wissen sicher, was man über die Gastfreundschaft der Falange sagt – immer ein frischer Kessel Tee, ein warmes Bett und ein Tritt in die Zähne. Sagen Sie, ist es wahr, dass Frankreich in nur sechs Wochen gefallen ist?«

»Ja, zusammen mit den Niederlanden. Auch Dänemark und Norwegen haben kapituliert.«

»Und England?«

»Hält noch durch, im Moment jedenfalls. Aber die Luftwaffe hat noch eine Menge Bomben, die sie abwerfen kann.«

»Wird Franco sich am Krieg beteiligen?«

»Unwahrscheinlich«, sagte ich. Natürlich hatte Franco Treue im Kampf gegen die Verschwörung der internationalen jüdisch-bolschewistischen Demokraten versprochen. Aber er verlangte, dass die Deutschen ihm dafür Gibraltar und die Hälfte Nordafrikas gaben, dazu einen unaufhörlichen Nachschub von Getreide und Benzin. Der Führer hatte dieses an Bedingungen geknüpfte Hilfsangebot nicht besonders freundlich aufgenommen, zumal er dem General gerade seinen Krieg gewonnen hatte.

»Hören Sie, Pike. Ich möchte mit Ihnen über Ihre persön-

liche Situation sprechen. Sie haben sicher gehört, dass Ihr Todesurteil umgewandelt worden ist.«

»Stattdessen hat man mir einen lebenslangen Urlaub in dieser hübschen Umgebung geschenkt.«

Ich reichte ihm eine Zigarette. »Was sagen Sie dazu?«

»Ich bin gefangen in einer Trappistenzelle«, sagte er in melodischem Tonfall.

»Ja, ich fürchte schon. Es sei denn ...«

»Warum klingen Sie eigentlich nicht wie ein Deutscher?«, fragte er.

»Wie bitte? Oh, Sie meinen mein Englisch? Na ja, vermutlich habe ich eine gewisse Sprachbegabung. Als Student habe ich eine Zeit in England verbracht. Und Sie?«, fragte ich. »Sie klingen nach Limerick mit einem Anflug von New York. Haben Sie noch Kontakte nach Amerika?«

»Wie Sie sicher wissen, war ich seit meiner Zeit als pickliger junger Arsch nicht mehr dort – oder ›klingt‹ das nicht durch?«

Ich wusste es nicht. Sein Anwalt, der zu unseren Spionen gehörte, hatte Kopien der Briefe weitergeleitet, die Pike zur Zeit seiner Gefangennahme bei sich trug. Briefe einer Schwester in New York, von Freunden aus Irland, die zur regierenden Fianna-Fáil-Partei oder zur IRA gehörten, und von der School of Celtic Languages am University College Dublin. All das machte ihn aus unserer Sicht potenziell zu einem strategisch wichtigen Agenten. Allerdings hatte er im Gegensatz zu den meisten anderen Häftlingen in den beiden vergangenen Jahren keinen einzigen Brief geschrieben.

»Was wollen Sie von mir?«, fragte er.

»Gut, wenn Sie Direktheit bevorzugen, möchte ich Ihnen eine Gegenfrage stellen. Was erwarten Sie vom Leben?«

»Zum Nazi zu werden steht auf meiner Liste jedenfalls nicht weit oben. Mir die eigenen Nüsse abzukauen kommt noch knapp davor.«

»Niemand will Nazi werden. Ich bin auch kein Nazi.«

»Sie arbeiten bloß für die.«

»Zufälligerweise bin ich Deutscher. Ich arbeite für Deutschland. Ich kann nichts daran ändern, dass eine Bande Krimineller und Schwachköpfe in meinem Land die Macht übernommen und uns einen Krieg beschert hat, den niemand wollte, den wir aber gewinnen werden.«

In der Abwehr wurden wir ermuntert, eine klare Linie zwischen Nazis und Deutschen zu ziehen, wenn es darum ging, einen potenziellen Rekruten für uns einzunehmen. Ich bildete mir gern ein, dass offene Verachtung für das Regime zum Teil deshalb Erfolg hatte, weil sie – zumindest in meinem Fall – nicht geheuchelt war.

»Mir bleibt nichts anderes übrig, als mich mit den gegebenen Umständen abzufinden, um zum bestmöglichen Ergebnis zu kommen.«

»Am besten für wen? Für Sie selbst?«

»Für die Welt. Und damit auch für Sie und mich. Ich möchte Ihnen helfen, was Ihnen wiederum ermöglichen wird, dem irischen Volk zu helfen.«

»Eine reizvolle Vorstellung«, sagte er lachend. »Aber ich fürchte, dass wir Sozialisten uns nicht so leicht umfärben lassen.«

»Wir wollen Sie zurück nach Irland schicken. Helmut Kriegsmann hat gesagt, Sie wären für diese Idee wahrscheinlich zugänglich.«

Ausnahmsweise konterte er nicht mit einer cleveren Bemerkung. »Helmut der Cherusker hat Sie geschickt?«

Ich nickte. »Er sagt, Sie würden sich in der politischen Lage dort zurechtfinden. Sie wüssten, wie sich die Kluft zwischen de Valeras Regierung und den IRA-Rebellen überbrücken ließe, damit sie für die gemeinsame Sache gegen die Briten zusammenrücken.«

Pike lachte. »Das Einzige, womit ich mich seit zwei Jahren auskenne, sind harte spanische Steine.«

»Immerhin wissen Sie genug, um zu wissen, dass dieser Krieg anders als der letzte ist. Falls die Russen sich heraushalten, wird England bald besiegt sein. Dann ist der Traum eines deutschen Europa Realität. Und wenn wir die richtigen Verbündeten finden, gilt das auch für den Traum eines vereinten, unabhängigen Irland.«

»Und wenn Hitler verliert?«

»Das ist möglich, obwohl es nicht danach aussieht. So wie es nicht danach aussieht, als würde Ihre frischgebackene Republik jemals ohne die Hilfe einer militärischen Macht, die England besiegen kann, zu einer Einheit werden. Möchten Sie nicht dabei helfen, die Teilung zu überwinden?«

»Mit welchem Ziel? Soll ich helfen, aus Irland statt einer englischen eine deutsche Kolonie zu machen?«

»Soweit ich weiß, hat Deutschland kein Problem mit der irischen Souveränität. Letztlich läuft alles auf die simple Tatsache hinaus, dass alles, was England schadet, gut für unsere beiden Länder ist. Deutschland kann Irlands Freund sein und umgekehrt. Aber warum geben wir uns mit geopolitischen Spekulationen ab? Sie müssen die Lage realistisch einschätzen. Es geht um das Schicksal Irlands, aber auch um Ihres. Die Frage, die Sie sich stellen sollten, ist die, wie Sie aus diesem Gefängnis herauskommen, wenn nicht durch die Zusammenarbeit mit uns.«

Schweigend umkreisten wir die Garotte. Ich blieb stehen und positionierte mich so, dass er über meine Schulter hinweg die Hinrichtungsstätte im Blick hatte. »Betrachten Sie es einmal so: Ich biete Ihnen Ihre Freiheit. Im Gegenzug verlange ich nur Ihre Freundschaft.«

Finn McCool in den
Eingeweiden Teutoniens:
Betreffend seine mörderischen
Heldentaten in Berlin

Die Eingeweide

Die Fortsetzung der Großtaten von Finn McCool – Untertan des Taoiseach von Erin und exilierter Kommandant der Fenier. Finn, der Männer durch die Marschen Erins und das leichenübersäte Tal des Ebrois gejagt hat, war in dem Augenblick, in dem wir ihm begegnen, auf der Spur seiner Beute in den Eingeweiden Teutoniens.

Ein von inneren Organen überquellender Pferdekarren klappte über das Kopfsteinpflaster von Horst-Wessel-Stadt. Die Ausdünstungen fanden ihren Weg in die untertassengroßen Nasenlöcher von Finn McCool und erfüllten sein weises Hirn mit Schlachtduft. Der Geruch war unverwechselbar. Übler als die verdorbenen Überreste, die in jenen sonnengebleichten Fässern schwappten, übler sogar als die stinkende Luft von Friedrichshain, die von Hundescheiße, Verzweiflung und in die Spree strömenden Industrieabwässern erfüllt war. Es war der Geruch von Morell. Dr. Theodor Morell. Homöopathischer Heiler und Arzt der Berühmtheiten. Der Herr der Nadeln. Der Giftpilz. Der Leibarzt Adolf Hitlers.

Finn kroch am Kai entlang und folgte der organischen Fracht, die aus den entferntesten Ecken Slawiens gekommen war. Als

die beiden Wärter sich von einem Mädchen-Ruderteam auf dem Wasser ablenken ließen, schlüpfte er durchs offene Tor der Warenanlieferung und versteckte sich hinter einer Metalltreppe im Fabrikraum. Genau hier wurden die Innereien in das lebensspendende Serum verwandelt, das durch Hitlers Venen floss. Finn war gekommen, um ein wenig zu panschen. Nach allem, was er aus seinem heimlichen Versteck beobachten und riechen konnte, bestand eigentlich keine Notwendigkeit zu irgendwelchen Manipulationen. Die Zutaten waren selbst schon pures Gift. Schleimige Schafseuter, verfaulte Ochsenziemer, ein gottloser Eintopf aus Ziegendrüssen und Pferdeulven, die über die ukrainischen Ebenen gereist waren – all das musste jeden Mann töten, erst recht einen Vegetarier wie den Führer.

In Wahrheit konnte Finn sich nicht für eine so feige Mordmethode wie einen vergifteten Drink erwärmen. Nicht nach dem Vorfall mit dem verräterischen Fenier. Nein, er bevorzugte den offenen Kampf. Das Gefühl, wenn die Klinge bis zum Schaft in die Eingeweide dringt, das Stöhnen im Todeskampf, den Geschmack spritzenden Blutes. Natürlich hatte er keine Chance, Hitler so nahe zu kommen. Finn kletterte hinter der Treppe hervor und in einen Luftschacht. Er hatte einen anderen Plan.

Es kursierten Gerüchte, nach denen der Führer von seinen täglichen Injektionen abhängig geworden war. Ohne sie funktionierte er einfach nicht. Wenn diese Gerüchte zutrafen, musste man nicht in Hitlers Nähe kommen, um ihn zu fällen. Man musste lediglich den Mann eliminieren, auf den er angewiesen war, um durch den Tag zu kommen. Bring den Doktor um und töte mit ein bisschen Glück gleich auch den Patienten. Der Gedanke, dass ein nichtsnutziger, lebergeschädigter Fenier den Krieg mit einer einfachen Drehung seines Hirschhornmessers beenden könnte – dieser Gedanke brachte Finn derart zum Lachen, dass er beinahe sein Versteck verraten hätte.

Faschisten und Ärzte, so viel hatte Finn begriffen, waren

verwandte Seelen, der faschistische Arzt ein tödlicher Hybrid aus beiden. Der Faschist war für seine Intoleranz gegen jede Mehrdeutigkeit, einen überzogenen Ekelreflex und die Vergötterung von Autorität berüchtigt. Der zweite Typ, der Mediziner, existierte als solcher schon wesentlich länger, wies aber verwandte Züge auf: die Sehnsucht, Ordnung durch das Schneiden in fremden Körpern herzustellen, die Bereitschaft zum Zufügen von Schmerzen und das Bedürfnis, die Realität auf bequeme Gegensatzpaare wie gesund und krank zu reduzieren. Die praktische Umsetzung dieser Persönlichkeitszüge konnte im passenden Kontext für sich schon zerstörerisch sein, aber in Kombination mit dem Faschisten war das Ergebnis ohne Ausnahme monströs.

Morell würde Finns sechstes Opfer sein. Das siebte, wenn man die unglückselige Angelegenheit im U-Boot mit einrechnet, was Finn lieber vermied. Die Kerben in seinem Kriegsknüppel standen für vier Naziärzte und eine Krankenschwester, reinrassige Parteimitglieder allesamt. Hitlers Arzt und – mit etwas Glück – Hitler selbst würden sein Werk krönen.

Das Problem bestand darin, dass Morell, obwohl krankhaft fettleibig und einzigartig übelriechend, schwer zu fassen war. Finn war ihm ein einziges Mal begegnet, hatte dem Mann sogar in seiner Praxis gegenübergestanden. Aber kaum hatte er den Arzt gesehen, da war dieser wie durch Zauber in einer Festung in den Wäldern im Osten verschwunden. Jetzt war seine Praxis verwaist, seine illustre, aus Mitgliedern des Reichskabinetts und aus Filmschauspielerinnen bestehende Patientenschaft stand mit ihren Rufen nach härteren Erektionen und weiche-rem Stuhlgang im Regen. Finn teilte das schwere Schicksal dieser Patienten: Ein Termin war unmöglich zu bekommen. Ärzte – sie mussten eliminiert werden!-, dachte Finn in seinem weisen Hirn. Deshalb war er jetzt hier in der Hamma-Fabrik, schlängelte sich durch die enge Röhre und schrammte mit sei-

nem Horn an heißem Metall entlang. Er brauchte einen neuen Zugang zu Morell.

Zentimeterweise schob er sich weiter, bis er die Entlüftungsöffnung über dem Fabrikbüro erreichte. So ruhig wie möglich atmend, schob er sein Gesicht ans Gitter. Am Schreibtisch unter ihm arbeitete ein Mann, der mit dem Rücken zur Öffnung saß. Finn erkannte den kahl werdenden Schädel und die hängenden, über ein Geschäftsbuch gebeugten Schultern. Der Mann musste bald zum Mittagessen aufbrechen, dann konnte Finn in den Akten stöbern. Sicher enthielt einer dieser Schränke ein Blatt mit der Privatadresse des Arztes. Gerüchteweise hatte der Führer ihm eine Villa irgendwo in den westlichen Vororten gekauft, als Gegenleistung für die erfolgreiche Behandlung seines Ekzems. Das Problem war, dass es westlich von Berlin verschiedene Vororte gab, von denen einige propenvoll mit Villen waren. Er hatte seine verbliebenen Freunde bei den *Wilden* – junge Außenseiter, die sich an den Seeufern im Grunewald herumtrieben – gebeten, nach dem fetten Arzt Ausschau zu halten, aber bisher hatten die jungen Indianer nur einen Jagdhund mit goldenem Halsband und die Leiche eines ertrunkenen Kleinkinds gefunden.

Fünfzehn Minuten vergingen, die Mittagsglocke ertönte. Zu Finns Überraschung blieb der Angestellte allerdings an seinem Platz. Normalerweise folgten die Teutonen geradezu mechanisch ihren Gewohnheiten. Niemals würde dieser Mann an seinem Arbeitsplatz essen. So etwas galt hierzulande als unhygienisch und typisch für die ordinären Gewohnheiten von New Yorker Finanzmenschen und Filmmoguln aus Hollywood – eindeutiges Symptom liberal-jüdischer Dekadenz. Dann läutete die Zurück-an-die-Arbeit-Glocke um eins, trotzdem zeigte der kleine Büro-Maulwurf kein Anzeichen des Nachlassens. Finn hörte, wie er beim Rechnen leise die Summen vor sich hinsang: *Einundvierzig, Fünfundsiebzig, Zweihundertdreiundzwanzig ...*

Finns Gliedmaßen [perfekte Muskelstränge] fingen an, sich zu verkrampfen. An seiner Nasenspitze sammelte sich Schweiß und tropfte aufs Metall. Er wollte seine Position verändern, blieb dabei aber mit der Brustwarze an einem vorstehenden Nagelkopf hängen und stöhnte auf. Der Angestellte unterbrach seine Berechnungen, hob den Kopf und hielt nach irgendetwas Ausschau, das den Bericht seiner Ohren bestätigen konnte. Finn verharrte reglos und spannte jede am Hals verlaufende Sehne an, um das Gesicht so weit wie möglich vom Gitter entfernt zu halten. Als er nichts sah, nahm der Mann eine Gurke, ein Glas Senf und ein Stück Schwarzbrot aus seiner Schreibtischschublade, wandte Finn den kahlen Hinterkopf zu und machte sich wieder an die Arbeit.

Finn gelangte zu dem Schluss, dass er warten musste, bis der Angestellte fort war. Also setzte er seine sinnlichen Wahrnehmungen auf Sparflamme und zog sich in die Ungestörtheit seiner eigenen Gedanken zurück, wie er es in den Jahren seiner spanischen Gefangenschaft so oft getan hatte. Er ging sein Repertoire an Geschichten durch. Ermüdet von all den Episoden aus seiner Jugend in Irland, den kriminellen Missgeschicken in New York und seiner ernüchternden politischen Weiterbildung in Spanien beschloss er, sich an der Geschichte seiner Auferstehung aus der Grube zu ergötzen und die Metamorphose zum mächtigen Jäger Finn an sich vorbeiziehen zu lassen. Er würde sich die Geschichte von Finn McCool erzählen, dem geheimen, todbringenden Ambidexter, Geißel der Naziärzte und Retter Europas – im Augenblick gefangen in den Eingeweiden.